

KINO

Ja zu Kuba

In "Yes" gibt Sally Potter interkultureller Liebe nach 09/11 eine Chance, und verpasst es den westlichen Individualismus nachhaltig zu kritisieren.

Vom Leben hatte sie sich mehr erwartet. Als erfolgreiche Mikrobiologin jettet sie zu Konferenzen um den Globus. Privat hat sie hingegen weniger Glück. Aus ihrer erstarrten Ehe mit einem wohlhabenden Diplomaten flüchtet sie schließlich in eine leidenschaftliche Affäre mit einem libanesischen Koch. Doch unter dem Druck kultureller Differenzen weicht zärtliches Bettgeflüster bald Missverständnissen und Streit. Zermüht durch die Verachtung und Arroganz der Westler und durch die Frau, die ihn aushält, in seinem männlichen Stolz gekränkt, kehrt ihr Liebhaber nach Beirut zurück ...

Das Gimmick von Sally Potters Film "Yes" besteht darin, dass nahezu sämtliche Dialoge in jambische Pentameter mit Endreim gefasst sind. Durch diesen selbst auferlegten Zwang schafft die Regisseurin eine reizvolle Spannung zwischen einer sehr künstlich wirkenden Form und einer recht konventionellen Geschichte um gescheiterte Ehen, Missverständnisse und die Sehnsucht nach Liebe. Ganz unprätentiös tut sich ein Netz von Bezügen zu literarischen Traditionen auf, mit augenzwinkernden

Im Utopia

Verweisen auf antikes Drama und elisabethanische Liebesrhetorik.

Jedoch schadet die strenge Form der psychologischen Glaubhaftigkeit der Figuren. Diese leidet bereits unter der Überfrachtung mit Fragestellungen allgemeiner Natur, die droht die Charaktere zu Stereotypen ohne Eigenleben zu reduzieren. Individualismus, Sozialismus, Feminismus,

Kampf der Kulturen, Orientalismus, Irakkrieg, Religion versus wissenschaftliches Denken: Unzählige Themen werden angeschnitten, was bisweilen sehr forciert wirkt, werden aber nicht konsequent vertieft. Das Halbwissen, das die Regisseurin dabei an den Tag zu legen scheint, wirkt unfreiwillig komisch: Während Joan Allen in der Rolle der Biologin das tut, was Potter für Naturwissenschaft hält, nämlich ehrfürchtig durch das Mikroskop auf wuselnde Zellanhäufungen starren, ist die Neigung zu dem, was Potter für Philosophie hält, bei allen Charakteren gleichermaßen ausgeprägt. Über Unendlichkeit

und Einheit wird ebenso beschwörend geplaudert wie über die Größe Gottes im Universum und die Winzigkeit der Milben im Futon. Wem tiefsinniges Gerede suspekt ist, dem wird hier manches zugemutet.

Intrigierend ist vor allem die weibliche Hauptfigur. Bleich, verträumt, mit eingefrorenem Lächeln vermag sie nicht aus der Rolle der Beobachterin auszubrechen. An ihrer Entfremdung scheint irgendwie der westliche Individualismus schuld zu sein. Die Kälte der westlichen Welt wird veranschaulicht durch antiseptische Laborräume und das funktionale Design lu-

xuriöser Interieurs. Da die Frau an der eigenen Emanzipation leidet, die als Preis anscheinend Gefühlskälte und Selbstkontrolle abverlangt, sucht sie nach der fehlenden Leidenschaft in den Armen eines Südländers mit unübersehbaren Macho-Tendenzen. Ihre Sehnsüchte projiziert sie ganz unkritisch auf ferne Länder und als exotisch empfundene Personen. Nicht einmal die Wahl der Projektionsfläche überrascht. Wohin verschlägt es wohl einen Menschen, der in seiner Jugend linken Idealen gehuldigt hat und der sich nun inmitten des diskreten Charmes der Bourgeoisie nach mehr Gemeinschaft sehnt? Genau. Nach Kuba, dem letzten Bollwerk von Kommunismus und Sinnlichkeit. Erwartungsgemäß wird der Inselstaat auf pittoresk abgewrackte Häuserfasaden und grinsende Amüsierneuer reduziert. Natürlich sucht sie keinen Kontakt zu Kubanern. Es reicht doch, wenn man die lachenden Körper filmen kann, während man am Malecón entlang joggt.

Der Individualismus westlicher Prägung hat definitiv eine vorteilhaftere Darstellung verdient. Doch wegen all den Risiken, die Potter mit ihrem künstlerisch gewagten und thematisch brisanten Film auf sich genommen hat, sollten wir ihr dankbar sein.

Gilles Bouché



Verträumt, verliebt, verloren im Clash der Zivilisationen: Joan Allen in "Yes" von Sally Potter.

ROCK

Himmelhoch jauchzend

Die Kitshickers bringen nächsten Monat ihr neues Album heraus. Über die Platte und die geplante Release-Party sprachen wir mit Frontman Gilles Heinisch.

worxx: *Die Release-Party für eure neue CD "So, That's the Miracle of Life", soll ja was ganz Besonderes werden. Im Internet kann man schon jetzt reservieren. Was wird geschehen?*

Gilles Heinisch: Wir werden live im Kinosch in der Kulturfabrik spielen. Aber wer in den Saal kommt wird keinen Ton hören. Wir werden nur zu sehen sein. Wer uns hören will, muss ein Paar Kopfhörer aufsetzen, die auf den Sitzen liegen werden. Unser Drummer wird auf einem elektronischem Drumkit spielen und wir werden auf unseren normalen Verstärkern spielen, nur dass wir einen anderen Ausgang benutzen. Rein optisch gesehen, wird es also fast keinen Unterschied geben. Das Spezifische liegt in der Präsentation des Events.

Und wie genau soll das funktionieren? Für mich hört sich das eher nach einem gigantischen Kabelsalat an ...

Wir werden nächste Woche nach Brüssel fahren um dort ein funkgesteuertes System auszuleihen, das eigentlich für Konferenzen gedacht ist.

Also eine Art von Missbrauch "bürokratischer" Technik?

Ja, sicher. *Gibt es sonst noch was zu sehen?*

Hinter uns werden Kurzfilme projiziert werden. Meistens handelt es sich um ausländische Werke verschiedener Epochen und Künstler.

Wie seid ihr denn darauf gekommen?

Die Idee ist ein Hirnspinnst, das mir schon längere Zeit durch den Kopf spukte. Es hängt vor allem mit unserer Musik zusammen und wie man sie hören sollte. Ich mag es nicht wenn auf unseren Konzerten zu viel Lärm aus dem Publikum kommt. Be-

sonders in den ruhigeren Passagen. Unsere Lieder sind etwas kompliziert und viele Leute finden deshalb unsere Konzerte sehr anstrengend. Und wir wollen, dass das Publikum unsere Musik auch wirklich zu hundert Prozent genießen kann. Mit diesem System werden sie geradewegs dazu gezwungen sie zu hören.

Geht das neue Album in eine ähnliche, innovative Richtung? Oder ist es eine logische Weiterführung des Kitshickers-Sounds?

Es ist eine logische Folge, wenn man den zweiten Teil

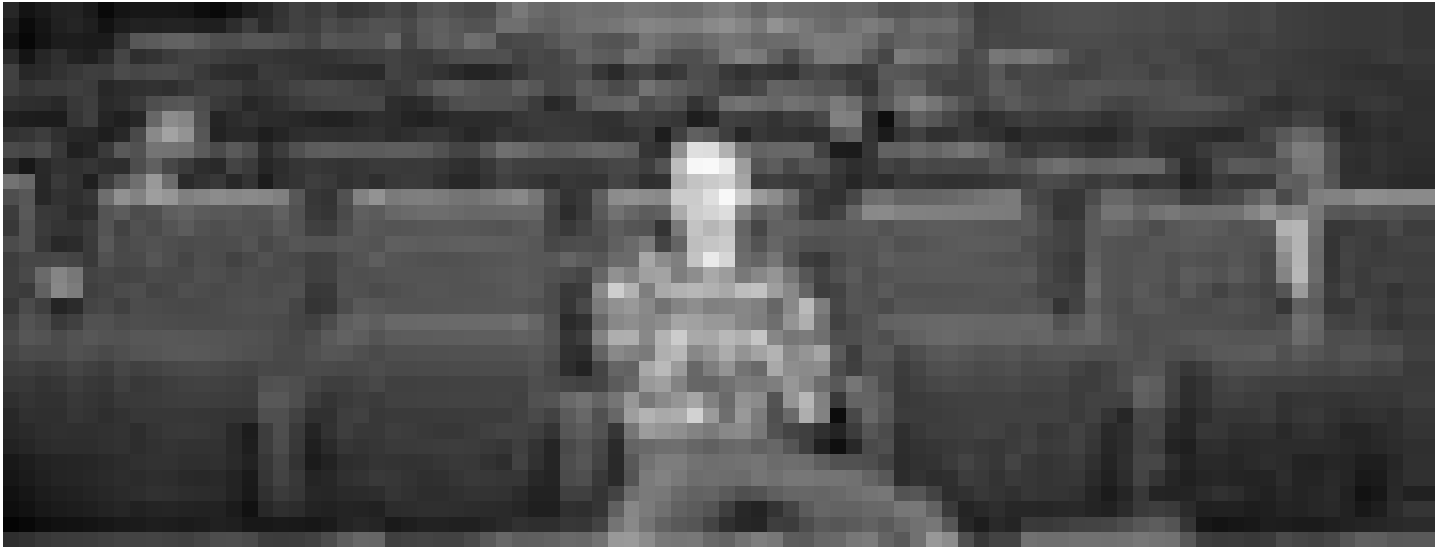
unseres letzten Albums "Armée de l'air" nimmt. Das Ganze ist aber noch etwas düsterer und aggressiver. Die Atmosphäre ist zum Teil extrem defätistisch geraten. Die Stimmungen oszillieren zwischen Depression und Euphorie, himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt. Wir wechseln die Farben relativ schnell: Zuerst bauen wir eine friedliche und fröhliche Stimmung auf, die wir daraufhin mit viel Krach wieder zerstören.

Die Kitshickers haben vor relativ kurzer Zeit zwei Bandmitglieder ausgewechselt, den Drummer und den Bassisten. Was haben diese Änderungen bewirkt?

Was die aggressivere Tonlage angeht, hat sie sehr viel mit dem neuen Drummer zu tun. Obwohl es eigentlich im großen Ganzen ein ruhigeres

Album ist. Aber die lauten Passagen sind eben noch aggressiver. Die beiden haben sich inzwischen perfekt in die Gruppe integriert. Ich habe nicht den Eindruck, dass irgend etwas verloren gegangen wäre. Im Gegenteil: Die Stimmung, die wir seit dem letzten Album zu schaffen versuchen ist noch deutlicher geworden. Ich, jedenfalls merke nicht mehr, dass diese Leute erst seit knapp einem Jahr in unserem Universum mitspielen.

Interview: Luc Caregari



Die Avant-Garde der Leisetreter oder Rockmusiker auf neuen Wegen? Die Kitshickers werfen viele Fragen auf.

Wer für die Release-Party am 18. Februar reservieren will, kann dies unter der Telefonnummer: 55 44 93 1 tun, oder eine E-mail an gilles@kulturfabrik.lu schicken.